

GRETA MILÁN

DIE  
LEGENDE  
DES  
PHÖNIX

DUNKELAURA



Ravensburger

GRETA MILÁN  
DIE LEGENDE DES PHÖNIX  
DUNKELAURA

GRETA MILÁN

DIE  
LEGENDE  
DES  
PHÖNIX

DUNKELAURA

Band 1

Ravensburger



1 3 5 4 2

Originalausgabe

Copyright © 2023 by Greta Milán

© 2023 Ravensburger Verlag GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch die  
Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Lektorat: Tamara Reisinger, [www.tamara-reisinger.de](http://www.tamara-reisinger.de)

Umschlaggestaltung: KattPhatt

Verwendetes Bildmaterial von © ondrejprosicky/AdobeStock

Illustrationen auf S. 6–7 und 339: Greta Milán

Verwendetes Bildmaterial von © nikiteev\_konstantin, © YummyBuum,

© Porcupen, © Oleksandra Klestova, © Kit8.net, © navegantez und

© In Art, alle von Shutterstock

Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten durch

Ravensburger Verlag GmbH,

Postfach 2460, D-88194 Ravensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-473-40228-1

[ravensburger.com](http://ravensburger.com)

Für Sanni.  
Mit ihrem wunderschönen Licht.  
Mit ihrer kostbaren Seele.





Sierra National Forest

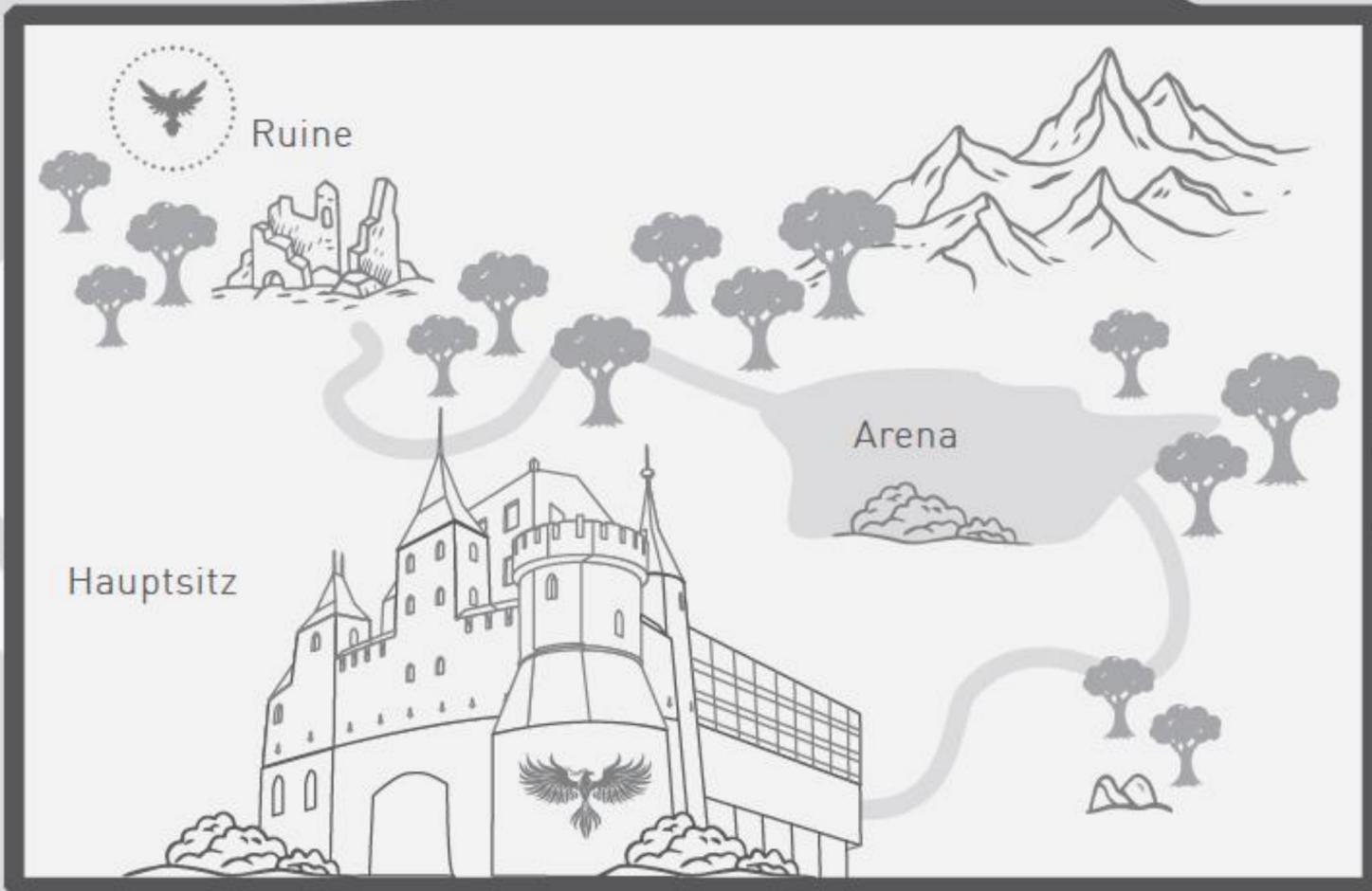


Lone Pine

Sequoia National Forest

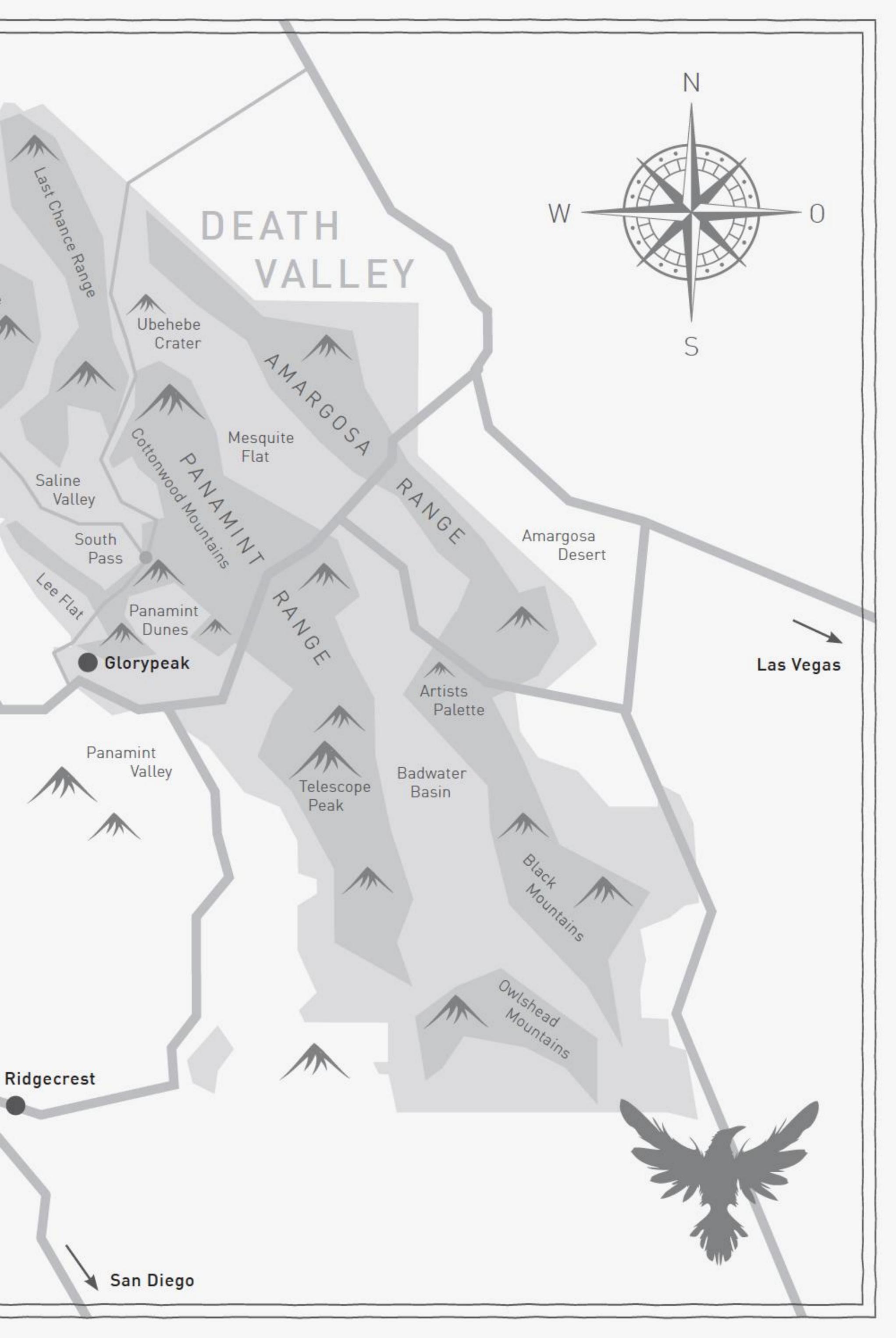


LITTLE MEADOWS

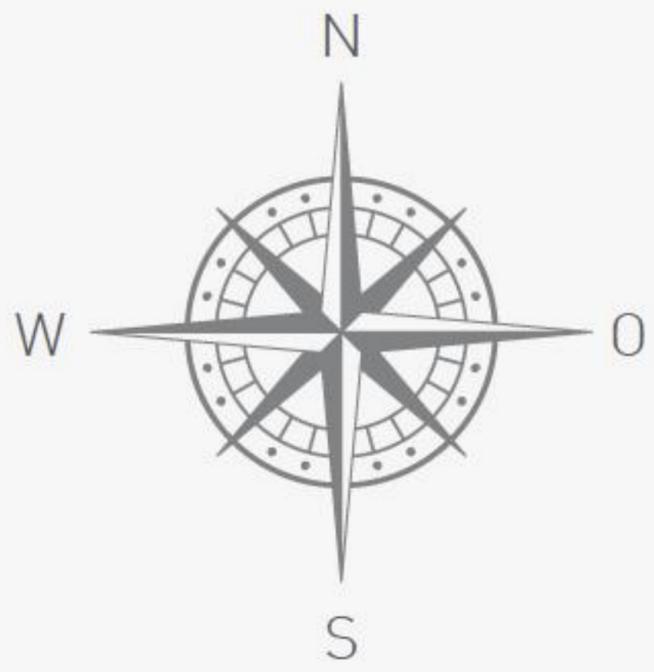


Bakersfield

Los Angeles



# DEATH VALLEY



Las Vegas

● **Glorypeak**

● **Ridgecrest**

San Diego



Last Chance Range

Ubehebe Crater

AMARGOSA RANGE

Mesquite Flat

PANAMINT RANGE  
Cottonwood Mountains

Saline Valley

South Pass

Lee Flat

Panamint Dunes

Amargosa Desert

RANGE

Artists Palette

Panamint Valley

Telescope Peak

Badwater Basin

Black Mountains

Owlshead Mountains



Nur mit Licht in der Seele  
vermag es ein Mensch, wahrhaft gut zu sein.



# Prolog



»Daddy, wann kommt Mommy wieder?«

Es war das erste Mal, dass Eden Bricks Hilflosigkeit in den Augen ihres Vaters sah, und obwohl sie erst fünf Jahre alt war, begriff sie, dass sich an diesem Tag etwas für immer geändert hatte.

»Weißt du, Spätzchen, Mommy hat sich entschieden, für eine Weile fortzugehen«, antwortete er, während er die Bettdecke um ihre schmale Hüfte feststopfte. Seine Mundwinkel zitterten, als er sie anlächelte.

Eden runzelte die Stirn. »Hat sie uns nicht mehr lieb?«

»Sie wird uns immer lieb haben«, antwortete er, während er seiner Tochter zärtlich eine braune Haarsträhne hinters Ohr strich. »Aber ich fürchte, meine Launen haben es ihr manchmal zu schwer gemacht.«

Seine Launen waren tatsächlich nicht immer leicht zu verstehen. Es gab Tage, an denen saß er ganz still und stierte eine leere Leinwand an. An anderen Tagen hatte er große Augen und zitterte wie Eden, wenn sie schlecht geträumt hatte. Und dann gab es diese Tage, an denen er wie ein lustiger Clown herumhüpfte und alles mit Farbe vollspritze. Auch Eden. Damit brachte er sie immer zum Lachen. Aber ihre Mutter mochte die Sauerei nicht.

Edens Vater lehnte sich vor und drückte seine Stirn auf Edens schwarze Stoffkatze. Sie war an den Ohren ganz ausgefrant, weil Eden immer daran zupfte, wenn sie nervös war. »Es ist meine Schuld, dass sie gegangen ist.«

Eden verstand nicht, warum er das dachte. Schließlich hatte er ihre Mutter gebeten zu bleiben. Er wusste es nicht, aber sie hatte gelauscht und genau gehört, wie er sie angefleht hatte zu bleiben.

Langsam streckte Eden die Hand aus und strich über seine zerzausten Haare. Bunte Farbspritzer hingen darin. »Das stimmt nicht, Daddy.«

Er machte ein Geräusch. Es klang wie Lachen und Weinen.

»Erzählst du mir eine Gutenachtgeschichte?«, fragte sie, um ihn abzulenken. Sie mochte es nicht, wenn er traurig war.

Seufzend hob er den Kopf und rieb sich über die Augen. »Was für eine Geschichte möchtest du denn hören?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Weiß nicht. Irgendein Märchen.«

»Leider kenne ich nicht besonders viele Märchen«, erwiderte er verlegen. »Aber ich könnte dir etwas vorlesen.«

Entschieden schüttelte Eden den Kopf. Sie kannte alle Bücher in ihrem Zimmer. Ihre Mutter hatte sie ihr oft vorgelesen, und Eden wusste, dass sie sie noch schlimmer vermissen würde, wenn ihr Vater das jetzt auch tun würde. »Hat Granny dir nie Märchen erzählt, bevor sie zu Grandpa in den Himmel gegangen ist?«

»Hmm«, machte er und dachte kurz nach. Dann hellte sich sein Gesicht auf. »Doch, eins schon.«

»Und welches?«, fragte sie neugierig.

Er richtete sich wieder etwas auf und kräuselte die Stirn, als müsste er erst mal überlegen, wo die Geschichte begann. Dann sah er lächelnd auf seine kleine Tochter herab. »Einst wurde ein Phönix im Licht der Sonne geboren. Sein Gefieder war prächtig anzusehen. Es schimmerte in allen möglichen Rot- und Goldtönen, die du dir vorstellen kannst. Manchmal erstrahlte es auch in reinstem Weiß.«

»So funkelnd wie ein Diamant?«, fragte sie staunend.

Er nickte. »O ja. Genau so.«

Eden drückte die Stoffkatze enger an sich. »Und was ist dann mit dem Phönix passiert?«

»Der Phönix war so alt wie die Zeit und konnte ewig leben. Aber alle fünfhundert Jahre verbrannte er und wurde aus seiner Asche wiedergeboren.«

Diese Vorstellung erschreckte Eden. »Hat das nicht wehgetan?«

»Bestimmt nicht. Schließlich kehrte er jung und kräftig in die Welt zurück.« Er zwinkerte ihr zu. »Keine Rückenschmerzen mehr.«

Sie kicherte.

»Über Jahrtausende hinweg bereiste der Phönix die Welt«, fuhr ihr Vater fort. »Er beobachtete die Menschen und beschützte sie, wann immer ihnen ein Leid drohte.«

Eden runzelte erneut die Stirn. »Was für ein Leid?«

»Zum Beispiel schlimme Krankheiten. Er hatte nämlich Heilkräfte, weißt du?«

»Cool.« Eden zog das Wort in die Länge, um ihre Begeisterung auszudrücken.

»Na, jedenfalls führte der Phönix ein glückliches Leben. Er wachte über die Menschen und freute sich mit ihnen, wenn ihnen Gutes widerfuhr. Doch eines Tages erhob sich eine mächtige Armee böser Soldaten, angeführt von einem noch viel böseren Mann namens Elijah J. Wheeler.«

Eden prustete los. »Was ist das denn für ein komischer Name?«

Ihr Vater grinste. »Keine Ahnung. Deine Granny hat erzählt, dass er so hieß. Aber wir können uns auch einen anderen Namen ausdenken, wenn du willst.«

Nachdenklich schob Eden die Unterlippe vor. »Nein«, sagte sie schließlich, »ich will die Geschichte so hören, wie du sie kennst.«

»Okay, also dann.« Edens Vater räusperte sich, bevor er die Stimme senkte. »Also, dieser Mister Wheeler war so richtig gemein. Er mopste kleinen Mädchen nicht nur ihre Lieblingskaugummis, sondern war getrieben von Hass. Er hatte außerdem ganz besondere Kräfte, mit denen er immer mehr Soldaten auf seine Seite zog. Niemand konnte ihn aufhalten.«

Eden schnappte nach Luft. »Nicht mal der Phönix?«

Bedauernd schüttelte ihr Vater den Kopf. »Nicht mal der Phönix. Die fiesen Männer waren einfach zu zahlreich geworden. Die Menschen, die gegen sie kämpften, hatten keine Chance.«

»O nein!«, wimmerte Eden und rutschte ein Stück unter die Decke.

»Es sah wirklich nicht gut aus«, sagte ihr Vater traurig, tätschelte aber zugleich beruhigend ihren Bauch. »Doch da hatte der Phönix eine Idee: Er schenkte den tapfersten und ehrenhaftesten Kämpfern seine Federn, woraufhin sie ebenfalls besondere Kräfte erhielten. Sie nannten sich Phönixkrieger.«

»Und diese Phönixkrieger haben Mister Wheeler und seine Armee besiegt?«

Anthony nickte lächelnd. »Sie haben sie fertiggemacht.«

»Ein Glück«, erwiderte Eden erleichtert und stellte sich vor, wie der Phönix strahlte, während er in den Sonnenuntergang flatterte. »Und wo ist der Phönix jetzt?«

Edens Vater zögerte einen Moment. »Er ist verglüht.«

»Was?« Enttäuscht verzog Eden das Gesicht. »Aber du hast doch gesagt, er lebt ewig.«

»Weißt du, Spätzchen. Das ist eine komplizierte Sache mit der Liebe. Man muss Opfer bringen.« Zärtlich streichelte er seiner Tochter über das Haar. »Als der Phönix seine kostbaren Federn verschenkte, wusste er, dass er dadurch seine Unsterblichkeit verlieren würde. Er tat es trotzdem, um die Menschen zu retten, die er liebte.«

Darüber musste Eden erst mal nachdenken.

»Würdest du dein Leben für mich opfern?«, fragte sie schließlich leise und spürte, wie ihr Herz schneller schlug.

Ihr Vater beugte sich vor und drückte ihr einen Kuss auf die Stirn, bevor er ihr fest in die Augen sah. »Es gibt nichts, was ich nicht für dich tun würde, mein kleiner Paradiesvogel.«

# 1

## EDEN

»Jo, Eden, sieh dir das an!«

Stirnrunzelnd ließ ich die Spiegelreflexkamera sinken und blinzelte gegen das grelle Sonnenlicht an, das die winzige Rasenfläche des Koshland Parks im Herzen von Hayes Valley flutete. San Francisco hatte in diesem Stadtviertel nicht viele grüne Oasen zu bieten. Deshalb war es an diesem Nachmittag inmitten der Sommerferien ziemlich voll hier. Auf dem Spielplatz ein Stück weiter war jedes Klettergerüst mit Kleinkindern bedeckt, sodass der Eindruck entstand, die Teile selbst wären lebendig. Eltern besetzten die umliegenden Bänke, und ein paar Leute nutzten das schöne Wetter, um mit ihren Hunden spazieren zu gehen. Der Park war ein Stück Idylle inmitten des Großstadttrubels.

»Eden!«

Die Stimme wurde nun ungeduldiger, weshalb ich meine Aufmerksamkeit zurück auf die fünf Jugendlichen richtete, die vor mir auf der Wiese herumlümmelten, während ich als ihre Aufsichtsperson im Schneidersitz auf einer Steinmauer saß und mit meiner Kamera experimentierte. »Was ist los, Javier?«

Javier war erst dreizehn, hatte aber die große Klappe eines Siebzehnjährigen. Wahrscheinlich wollte er damit seine geringe Körpergröße kompensieren, denn er hinkte den anderen beiden Jungs und deren Freundinnen um einen halben Kopf hinterher. Er rückte sein Basecap zurecht,

warf einen Hacky Sack in die Höhe und fing ihn mit dem Schirm der Mütze auf. Dann grinste er stolz. »Krass, oder?«

»Total«, stimmte ich ihm schmunzelnd zu, während Camille die Augen verdrehte.

Eigentlich war sie mit Javiers Kumpel Ace zusammen. Allerdings bahnte sich da ein waschechtes Teenie-Drama an, denn ihr Blick zuckte trotz ihrer zur Schau getragenen Gleichgültigkeit immer wieder zu Javier. Sie mochte ihn, und zwar mehr als Ace gutheißen würde – wenn er es mal schaffte, die Nase von seinem Handy zu nehmen.

Britney, die mit ihren zwölf Jahren Javier in Sachen loses Mundwerk in nichts nachstand, ließ eine Kaugummiblase platzen. »Mir ist langweilig.«

»Geh shoppen«, brummte Himal. Er lag auf dem Rücken, hatte die Arme hinter dem Kopf verschränkt und reckte sein Gesicht der Sonne entgegen.

Britney warf ihm einen giftigen Blick zu, den er nicht mitbekam, da er die Augen geschlossen hatte. »Du weißt genau, dass ich mir keine neuen Klamotten leisten kann, Arschloch!«

»Keine Kraftausdrücke, Leute«, tadelte ich sie und fühlte mich plötzlich widerwärtig spießig für eine Achtzehnjährige.

Himal grinste. »Du kannst ja Eden anpumpen. Vielleicht kauft sie dir ein T-Shirt ohne Loch.« Blind streckte er die Hand nach Britney aus und zupfte am Saum ihres Shirts, das so stark zerschlissen war, dass sich der billige Stoff bereits auflöste.

Die Kleidung der anderen Kids sah nicht besser aus, und mir wurde schwer ums Herz. Ich hätte ihnen allen unglaublich gern neue Klamotten gekauft. Einen ganzen Schrank voll. Aber leider hatte ich weder die finanziellen Mittel noch die Erlaubnis dazu. Schließlich war ich als Trainee im Youth Center dazu verpflichtet, alle Kids gleich zu behandeln. Ich durfte niemanden bevorzugen, damit sich auch niemand vernachlässigt fühlte. Denn diese Ungerechtigkeit erlebten die meisten Kinder zu Hause schon oft genug.

»Ich brauche keine Almosen«, fauchte Britney und zog so fest an ihrem Zopf gummi, dass sie sich mit Sicherheit ein paar Haare ausriss.

»Stimmt«, pflichtete ich ihr bei, hob meine Kamera und spähte durch die Linse.

Britneys Gesichtsausdruck war kämpferisch. Sie weigerte sich, ihr Schicksal hinzunehmen, was sie in meinen Augen nur noch stärker machte. Die Sonne schien auf sie herab, und ein heller Schein umgab ihren Kopf, sodass ihr dunkelblondes Haar engelsgleich erstrahlte.

Ich drückte den Auslöser, ließ die Kamera sinken und betrachtete die Aufnahme auf dem Display. Dann lächelte ich zufrieden. »Du bist auch so wunderschön, Brit.«

Obwohl ich dem Mädchen ansehen konnte, dass sie neugierig war, bewegte sie sich nicht vom Fleck. In ihren dunklen Augen schimmerte Schmerz, den ein Kind niemals ertragen sollte.

Das Leben hatte es nicht besonders gut mit diesen Kids gemeint. Die meisten wohnten südlich von Hayes Valley im Mission District, der größtenteils von Armut und Kriminalität geprägt war. Trotzdem kamen sie fast jeden Nachmittag nach der Schule zum Youth Center, ließen sich bei Hausaufgaben helfen und träumten davon, dieser Hölle eines Tages zu entfliehen. Leider schafften das die wenigsten.

Frust ballte sich in meinem Magen zusammen, doch ich schob ihn entschlossen beiseite und rutschte von der Mauer. Meine Füße kribbelten, als ich zu den Kids ging. Ich hockte mich neben Britney ins Gras und hielt ihr einladend die Kamera hin. Doch nicht sie, sondern Javier und Camille rutschten an mich heran und schauten auf das Display.

Javier stieß einen schrillen Pfiff aus. »Oh, là, là, Chica.«

»Wow, Britney!«, rief Camille aus, und diesmal war da keine Gleichgültigkeit in ihrer Stimme, sondern aufrichtige Bewunderung. »Das Foto ist der Hammer.«

Die Reaktion der beiden weckte nun doch auch Ace' Neugier, und er schaffte es endlich, sich von seinem Handydisplay zu lösen.

Auch Himal setzte sich auf, um das Foto zu begutachten.

»Gar nicht mal so übel«, befand er, und Ace stimmte ihm zu.

Britney wurde rot. »Es ist doch nur ein blödes Foto.«

Falsch. Es war nicht nur ein Foto, sondern ein Zeugnis davon, welche innere Kraft in dem Mädchen ruhte, auch wenn ich den Lichteffect der Sonne leider nicht eingefangen hatte.

»Ich könnte nie so ein tolles Foto machen«, sagte Camille und sah mich voller Bewunderung an. »Das hast du bestimmt von deinem Dad.«

»Was hat Edens Dad damit zu tun?«, fragte Javier irritiert.

Ace stöhnte genervt. »Er ist ein Künstler, du Idiot. Das hat Miss Rod uns doch erzählt. Von ihm ist dieses riesige Metallteil auf dem Octavia Boulevard.«

»Echt?« Javier sah mich mit großen Augen an. »Die ist von deinem Vater?«

Ich nickte und bemühte mich um einen neutralen Gesichtsausdruck. Es war nicht so, dass ich nicht stolz auf meinen Vater war, weil er vor fünfzehn Jahren ein Kunstwerk auf einer der höchstfrequentierten Straßen in Hayes Valley erschaffen hatte. Aber seither hatte sich vieles verändert. Der große Anthony Bricks war nur noch ein Schatten seiner selbst und lebte zurückgezogen in unserer Dachgeschosswohnung in der Oak Street. Er ging nur noch vor die Tür, um seine Bilder in die Galerie eines Freundes zu bringen, wenn das Geld knapp wurde, oder um im Asia Store an der Ecke diese Glasnudelsuppe zu kaufen, nach der er praktisch süchtig war.

»Voll krass«, sagte Himal und klang fast widerwillig beeindruckt. »Und was baut er jetzt gerade?«

Ich lächelte milde. »Gar nichts. Er malt hauptsächlich Bilder.«

Wirres Zeug in abstrakten Formen und ohne erkennbares Thema. Das war nicht immer so gewesen. Früher hatte Dad atemberaubende Porträts und Landschaften gemalt. Doch in letzter Zeit waren seine Bilder genauso chaotisch wie sein Verstand. Der Anblick machte mich traurig,

weshalb ich sein Atelier inzwischen kaum noch betrat. Ich war überzeugt, dass Dad professionelle Hilfe brauchte. Doch der Psychiater, zu dem ich ihn vor einigen Monaten geschleift hatte, hatte meine Sorge nur belächelt und Dads Launen als künstlerisches Temperament abgetan. Ich wollte gern eine weitere Meinung einholen, aber dazu fehlte mir das nötige Geld.

»Yo, kannst du auch ein Foto von mir machen?«, fragte Javier und wackelte vielsagend mit den Augenbrauen. »Dann kann ich meine neue Nachbarin beeindrucken.«

Camille biss die Zähne zusammen.

Jepp, da bahnte sich definitiv ein Drama an.

»Na klar«, erwiderte ich trotzdem. Nicht, weil ich mich selbst für eine Künstlerin hielt. Ganz im Gegenteil. Ich konnte nicht mal einen geraden Strich malen, geschweige denn ein richtiges Bild mit Ölfarbe. Aber ich wollte, dass Javier sich selbst genauso sah, wie ich ihn sehen konnte. Denn trotz seines losen Mundwerks war er ein sensibler Junge. Er haderte ständig mit sich und fürchtete sich mehr als alles andere vor einer Zukunft ohne Perspektive, zumal seine Schulnoten aufgrund einer Leseschwäche nicht gerade die Besten waren.

»Hammer!« Javier sprang auf, nahm eine Pose ein, die nur ein Dreizehnjähriger cool finden konnte, und grinste auf mich herab.

Belustigt kam ich ebenfalls auf die Beine, da die Froschperspektive für Porträts nicht wirklich geeignet war. Ich hob die Kamera und nahm ihn ins Visier. Sonnenlicht fiel auf ihn herab, und wie bei Britney verlieh sie dem Jungen einen leichten Schimmer. Nur ganz dezent, kaum sichtbar. Aber dennoch hübsch.

Ich wollte gerade den Auslöser drücken, um Javiers freches Grinsen einzufangen, als ich eine Bewegung hinter ihm wahrnahm. Gut zwanzig Meter entfernt schlurfte ein Kerl den Kiesweg entlang. Er war vielleicht Mitte zwanzig, groß, hager. Er trug zerschlissene Jeans und trotz der sommerlichen Hitze einen dicken Hoodie. Etwas war seltsam an ihm. Aller-

dings konnte ich nicht auf Anhieb ausmachen, was das war. Erst als Javier einen Schritt nach links machte und ich erneut den diffusen Schimmer wahrnahm, der den Jungen umgab, fiel mir der Unterschied zu dem fremden Kerl auf. Denn obwohl dieser ebenfalls mitten in der Sonne ging, schien er jedes Licht zu absorbieren.

Eine Gänsehaut kroch meinen Nacken hinauf. Ich wünschte bei Gott, ich könnte behaupten, dass ich so etwas bisher noch nie gesehen hatte. Leider besagte ein Ordner namens *Shadys* auf meinem Laptop, dass das nicht stimmte.

Seit ich vor zwei Jahren mit dem Fotografieren angefangen hatte, waren mir insgesamt acht solcher Leute begegnet, die nicht nur ein ungutes Gefühl in meiner Magengegend auslösten, sondern auch irgendwie düster wirkten. Es waren Frauen und Männer unterschiedlichen Alters, die mal mehr mal weniger ausgemergelt aussahen und bei denen ich abgesehen von der Abwesenheit besagten Schimmers keinerlei Gemeinsamkeiten feststellen konnte. Allerdings musste ich zugeben, dass ich mich auch niemals mit einem von ihnen unterhalten hatte, denn davon riet mir bei Bauchgefühl entschieden ab. Also hatte ich zu gleichen Teilen verunsichert und fasziniert ein paar Bilder von ihnen geschossen und war anschließend in die entgegengesetzte Richtung abgehauen.

Auch jetzt rumorte ein ungutes Gefühl in meiner Brust, und am liebsten hätte mir ich die Kids geschnappt und wäre mit ihnen zurück zum Youth Center gesprintet. Aber das wäre eine völlig überzogene Reaktion gewesen, und ich konnte mir lebhaft vorstellen, was Miss Rodriguez dazu sagen würde. Schließlich kannte sie die Gerüchte, die sich um meinen Vater rankten, und ich wollte sicher nicht, dass sie sein Verhalten für erblich hielt.

Also riss ich mich zusammen, machte lediglich ein paar Schnappschüsse von dem Typen und konzentrierte mich anschließend wieder auf Javier. Der nahm an, dass ich die ganze Zeit über ihn fotografiert hatte, und warf sich von einer seltsamen Pose in die nächste.

Die übrigen vier Kids lachten. Doch das störte ihn nicht. Stattdessen setzte er sogar noch eins drauf, indem er mit seinem Cappy einen auf Fred Astaire machte.

Im Augenwinkel sah ich, wie Shady Nummer 9 ein paar Meter von uns entfernt vorbeischlurfte. Mir blieb kurz das Herz stehen, als er seine Schritte verlangsamte und uns beobachtete. Aber zu meiner Erleichterung setzte er seinen Weg schließlich fort, als ihm keiner von uns Beachtung schenkte.

Ich atmete erleichtert aus und konzentrierte mich wieder auf die Kids. Nach einer Stunde hatte ich über zweihundert Bilder von ihnen gemacht. Morgen würde ich die schönsten ausdrucken und ihnen schenken, damit sie niemals vergaßen, wie wundervoll sie waren. Denn mehr konnte ich leider nicht für sie tun.

Als wir zurück ins Youth Center kamen, zerstreute sich unsere Gruppe, und ich machte mich auf den Weg zu Miss Rodriguez' Büro. Es befand sich in der ersten Etage des dreistöckigen Gebäudes und war lediglich mit einem Schreibtisch samt Computer, zwei Stühlen sowie einem Aktenschrank ausgestattet. Trotzdem hatte sich Miss Rod einen gemütlichen Arbeitsplatz eingerichtet. Die Wände waren übersät mit Fotos und Bildern der Kinder, und unzählige Topfpflanzen standen auf dem Fensterbrett und dem Regal.

»Hey, Miss Rodriguez.« Ich nahm auf dem freien Besucherstuhl Platz und legte meine Umhängetasche auf meinen Schoß. »Wir sind zurück.«

Die Leiterin des Jugendzentrums war eine winzige Frau mit hispanischen Wurzeln. Ihre dunklen Locken waren von grauen Strähnen durchzogen, und um ihre braunen Augen hatten sich im Laufe der Jahre unzählige Lachfältchen gebildet. Sie war unglaublich empathisch. Meistens genügte ihr ein kurzer Blick, und sie konnte erahnen, in welcher Stimmung ihr Gegenüber war, was ich echt faszinierend fand. Diese Gabe hätte ich nämlich auch gern besessen.

»Wie ist es gelaufen?«, erkundigte sie sich.

»Es war alles super«, erzählte ich ihr und bemühte mich um einen besonders professionellen Tonfall, als ich von meinen Eindrücken mit den Kids berichtete.

»Sehr schön.« Die Jugendhausleiterin nickte zufrieden. Doch dann wurde ihre Miene bedauernd. »Ich habe heute übrigens mit meiner Bekannten am City College telefoniert.«

Ihr Tonfall verriet, dass das Gespräch nicht sonderlich gut gelaufen war, und am liebsten hätte ich sie gebeten, nicht weiterzureden. Aber da das sowieso nichts geändert hätte, schwieg ich.

»Sie hat deinen Antrag auf ein Stipendium nochmals überprüft. Leider kann sie dich trotz meiner Empfehlung nicht bei der Vergabe berücksichtigen. Es tut mir sehr leid, Eden.«

Verdammt! Dabei hatte ich so gehofft, dass mir Miss Rods Beziehungen vielleicht doch noch einen Weg ans College eröffnen könnten.

»In Ordnung«, krächzte ich, obwohl im Grunde rein gar nichts in Ordnung war.

Sie lächelte mitfühlend. »Ich weiß, dass das ein Rückschlag für dich ist. Aber bestimmt klappt es im nächsten Semester, und bis dahin kannst du hier so oft als Trainee aushelfen, wie du willst.«

Ich wusste das Angebot zu schätzen, ebenso wie das Vertrauen, das Miss Rodriguez in mich setzte. Mir war klar, dass sich nicht jede frischgebackene Highschool-Absolventin mit ihren Schützlingen in den angrenzenden Park entfernen durfte. Nur nützte mir all das rein ganz nichts, wenn ich meine Kompetenzen nicht erweitern konnte.

Sicher machte es mir Spaß, Zeit mit den Teenagern zu verbringen. Aber langfristig gesehen war mir das nicht genug. Ich wollte raus auf die Straße, die Kids aus den gefährlichen Ecken holen, sie psychologisch betreuen und ihnen eine Zukunft fernab der sozialen Brennpunkte aufzeigen. Allerdings brauchte ich dazu einen qualifizierten Abschluss in Sozialpädagogik, und genau diesen konnte ich mir ohne ein Stipendium nicht leisten. Ich konnte nur so weitermachen wie bisher und darauf hof-

fen, wenigstens ein bisschen was bei Javier und seinen Freunden zu bewirken.

»Danke.« Ich nickte tapfer, obwohl mir zum Heulen zumute war. »Für das Angebot und auch, dass Sie es versucht haben.«

Miss Rodriguez seufzte leise. »Ich wünschte, ich hätte mehr für dich erreicht.«

Ich auch.



## 2

### EDEN

Irgendwie schaffte ich es, Miss Rodriguez' Büro zu verlassen, ohne in Tränen auszubrechen. Ich winkte Javier und Ace, die sich im Erdgeschoss eine Schlacht am Tischkicker lieferten, noch mal zum Abschied zu, ehe ich das Youth Center verließ und mich auf den Heimweg machte.

Obwohl es mittlerweile fast sechs Uhr abends war, lag noch immer eine drückende Hitze auf der Stadt. Trotzdem waren die Cafés, an denen ich reichlich unmotiviert vorbeischlenderte, bis auf den letzten Platz besetzt. Ich wollte gerade die Straße überqueren, als jemand meinen Namen rief.

»Eden Bricks, meine Lieblingsamariterin. Bleib sofort stehen!«

Innerlich stöhnte ich auf. Eigentlich hatte ich angenommen, dass ich diesen dämlichen Spitznamen mit meinem Highschool-Abschluss loswurde. Aber wie es schien, war er nicht so leicht abzuschütteln.

Ich drehte mich um und war nicht überrascht, als meine Freundin Harper begeistert auf mich zurannte. Sie trug ein hübsches Sommerkleid, und ihre roten Haare flatterten, weil sie so ein hohes Tempo drauf hatte. Verschwitzt oder nicht, ich kam nicht um eine Umarmung herum.

»Wo hast du gesteckt, du Miststück?«, quietschte sie mir ins Ohr, und ich musste mir auf die Zunge beißen, um sie nicht ebenfalls an ihre Ausdrucksweise zu erinnern.

»Hab gearbeitet«, erwiderte ich ausweichend, als sie sich von mir löste und eingeschnappt das Gesicht verzog.

»Du hättest mich ruhig mal anrufen können. Unser Abschluss ist drei Wochen her.«

Ihr Vorwurf war nicht ganz unberechtigt. Immerhin hatten wir einen Großteil der letzten Jahre gemeinsam verbracht. Harper, Kim, Manju und ich waren nicht nur zusammen bei den Cheerleadern gewesen und hatten Partys gefeiert, sie hatten mir auch den Rücken gestärkt, wann immer ich in Schwierigkeiten geriet – was leider recht häufig der Fall gewesen war.

Ich war keine Draufgängerin. Ganz im Gegenteil. Aber ich hatte es oft nicht geschafft, einfach wegzuschauen, wenn andere schikaniert wurden. Meistens wäre meine Einmischung nicht ohne Folgen geblieben, hätte es Harper und die anderen nicht gegeben. Sie waren gute Freundinnen gewesen, weshalb sich nun doch mein schlechtes Gewissen regte, weil ich mich nach unserem Abschluss nicht mehr gemeldet hatte.

»Tut mir leid«, erwiderte ich zerknirscht.

Es war keine bewusste Entscheidung gewesen, mich von meinen Freundinnen zu distanzieren. Aber ich hatte Angst vor ihren mitleidigen Blicken, wenn sie erfuhren, dass mein Antrag auf ein Stipendium an der San Francisco State University abgelehnt worden war und ich mir ein Studium nicht leisten konnte. Bei unserem Abschluss waren sie einfach davon ausgegangen, dass es geklappt hatte, und ich hatte sie nicht korrigiert in der Hoffnung, dass es vielleicht doch noch irgendwo klappte. Aber auch keine andere Uni wollte mich finanziell unterstützen. Ich war ihnen offenbar nicht besonders genug.

Erneut brannten Tränen in meinen Augen. Doch Harper war zu glücklich über unsere zufällige Begegnung, um meinen Kummer zu bemerken.

Sie legte mir einen Arm um die Schulter. »Du kannst es wiedergutmachen, indem du dich zu uns setzt.«

Erst jetzt sah ich, dass Kim und Manju nur ein paar Meter entfernt im Außenbereich eines mexikanischen Restaurants saßen und uns freudig winkten.

Ich hatte keine Chance mehr, mir eine Ausrede einfallen zu lassen,

denn schon zog Harper mich mit sich. Kim und Manju begrüßten mich nicht minder überschwänglich mit Wangenküssen und Umarmungen, bevor sie mich mit Fragen bombardierten.

»Was hast du die ganze Zeit getrieben?«, fragte Manju, während sie an ihrem kurzen Pony herumzupfte. Das war eine Macke von ihr. Nervig, aber liebenswert. »Wir haben dich total vermisst.«

Kim, die gerade ein Glas Eistee in der Hand hielt, nickte. »Es ist bloß noch ein Monat, bis wir uns in sämtliche Richtungen zerstreuen, Eden. Da kannst du doch nicht einfach untertauchen.«

Bitterkeit ballte sich in meinem Magen zusammen. Natürlich freute ich mich für meine Freundinnen, die im Herbst an ein College in der Stadt ihrer Wahl zogen, aber ich beneidete sie eben auch um dieses Glück. Ich versuchte, mir einzureden, dass diese Gefühle einfach menschlich waren und mich ja schließlich niemand dazu zwang, hier bei meinem Vater zu bleiben. Es war allein meine Entscheidung gewesen, und ich bereute sie auch nicht. Aber – verdammt! – wenn ich mir wenigstens die Studiengebühren fürs City College hätte leisten können, wäre das alles für mich leichter zu ertragen gewesen. Niedergeschlagen senkte ich den Blick.

»Oh, Eden!« Betroffen legte Harper mir eine Hand auf den Arm. »Was ist los? Hast du dich mit Ian gestritten?«

Ian.

Meine Brust zog sich schmerzhaft zusammen, während ich ein zittriges Lachen ausstieß. »Nein. Wir haben uns vor zwei Wochen getrennt.«

»Was?«, riefen die drei gleichzeitig aus.

Kim schüttelte fassungslos den Kopf. »Aber ihr liebt euch doch!«

Da hatte sie nicht ganz unrecht. Genau deshalb wollte ich ihm auch nicht im Weg stehen.

Ian würde im September an die Cornell gehen und fast dreitausend Meilen weit wegziehen. Das war eine Riesensache, und ich war wahnsinnig stolz auf ihn, weil er es an ein Ivy-League-College geschafft hatte. Es wäre selbstsüchtig von mir gewesen, an einer Beziehung festzuhalten, die

uns beide nur unglücklich machen würde. Also hatte ich ihm gesagt, dass es besser wäre, wenn wir uns trennten.

Anfangs hatte Ian sich dagegen gewehrt. Doch nach endlosen Gesprächen hatte er eingesehen, dass er mich nicht umstimmen würde und es wirklich die beste Lösung für uns beide war.

»Wir sind im Guten auseinandergeschieden und bleiben auch Freunde«, sagte ich, und diesmal war mein Lächeln echt, als ich meine bestürzten Freundinnen der Reihe nach ansah. »Das klappt gut. Wir telefonieren alle paar Tage. Er tourt gerade mit seiner Familie durch den Yellowstone Park.«

Manju runzelte die Stirn. »Und das ist wirklich in Ordnung für dich?«

Rational betrachtet, absolut. Emotional gesehen würde es wohl noch eine Weile dauern, bis ich über meine Jugendliebe hinweg war. Meine Gefühle hatten sich schließlich nicht von jetzt auf gleich in Luft aufgelöst, nur weil ich unsere Beziehung beendet hatte.

Es gab Momente, da vermisste ich ihn und was wir hatten so sehr, dass mir das Atmen schwerfiel. Ian war immer mein Anker gewesen, der Junge, der mich mit seinem frechen Grinsen all meine Probleme vergessen ließ. Aber ich musste damit fertigwerden – und das würde ich auch. Die Arbeit im Youth Center lenkte mich schließlich genügend ab.

»Ich komme klar, ehrlich«, sagte ich, und obwohl mir das Gespräch mit Miss Rodriguez zweifellos einen Dämpfer verpasst hatte, war ich fest entschlossen, mich mit meinem neuen Leben zu arrangieren.

Ich würde mich um Dad kümmern und dafür sorgen, dass er wieder mehr aß, denn in den letzten Wochen war er immer dünner geworden. Außerdem würde ich mir noch einen weiteren Job suchen, um mehr Geld für eine Therapie anzusparen. Ich könnte abends in einem Restaurant aushelfen. Dann hätte ich tagsüber genug Zeit für das Youth Center, um noch mehr Erfahrungen zu sammeln. Wenn ich mich gut genug anstellte, erlaubte Miss Rod es vielleicht sogar, dass ich Jeff oder einen der anderen Streetworker auf ihren Touren begleitete.